

Schweizer und Deutsche – zwei Mentalitäten ...? ... und doch so nahe

1. Mentalitäten schreiben Geschichte

„Deutschland ist heute Friedrich der Große. Es ist sein Kampf, den wir zu Ende führen, den wir noch einmal zu führen haben. Die Koalition hat sich wenig verändert, aber es ist sein Europa, das im Hass verbündete Europa, das ihn, den König, noch immer nicht dulden will ... es ist auch seine Seele, die in uns aufgewacht ist, diese nicht zu besiegende Mischung von Aktivität und durchhaltender Geduld, dieser moralische Radikalismus, der ihn den anderen so widerwärtig zugleich und entsetzlich erscheinen lies.“

Von keinem Geringeren als Thomas Mann stammen diese Zeilen, geschrieben 1914 in seinem Aufsatz „Gedanken im Kriege“. Und Ernst Jünger soll, als der Postbote am 1. August 1914 die Nachricht vom Kriegsbeginn überbracht hatte, mit einem lauten Hurra vom Dach seines elterlichen Hauses gesprungen sein. Wir kennen die Bilder: zum ersten Mal bei einem großen Weltereignis waren die Kameras mit bewegten Bildern dabei. Aller Orten in Deutschland zogen die Regimenter unter lautem Jubel der Bevölkerung und mit Blumensträußen in den Gewehrläufen an die Front, und der Kaiser kannte keine Parteien mehr, nur noch Deutsche.

Das von Otto von Bismarck erst eine Generation zuvor geeinte Deutschland sah sich in seinem nationalen Selbstwertgefühl zutiefst angegriffen und der Griff zur Waffe war für jeden Deutschen selbstverständliche Pflicht. Diese Situation ist heute für nicht wenige Zeitgenossen, die mit „altmodischen“ Begriffen wie Nation, Vaterland, Tradition nicht allzu viel anzufangen wissen, höchst befremdlich. Aber sie war so und unsere Verfahren vor hundert Jahren waren kulturellen und gesellschaftlichen Strömungen und Prägungen ausgesetzt – oder kurz ausgedrückt von anderer Mentalität –, die wir heute bei veränderter Mentalität nur mit geistiger Anstrengung aufspüren und verstehen können. Aber diese Anstrengung lohnt sich.

... ein kurzer methodischer Vorspann oder „Modernisierungsschub“ in der Geschichtsforschung

Das eben skizzierte Stimmungsbild vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs zeigt uns sowohl ausgewogene, überlegte Texte wie spontane Reaktionen und Äußerungen, allesamt interessante Vorgänge der Geschichtsforschung. Für die Interpretation bedient sich der Historiker der Arbeitsmittel, die ihm nach neuesten Er-

kenntnissen zur Verfügung stehen. Mit dem Erkenntnisfortschritt über die Beweggründe und Rahmenbedingungen menschlichen Denkens und Handelns, für die vor allem in den benachbarten gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen der Psychologie, Soziologie, Statistik und im naturwissenschaftlichen Bereich – etwa in der Neurobiologie – wichtige „Werkzeuge“ zum Erkenntnisfortschritt bereit gehalten werden, besteht für die nicht selten als etwas „verstaubt“ empfundene Geschichtswissenschaft die große Chance, sich zu öffnen und ihr Attraktivitätsprofil zu schärfen.

Gerade in jüngster Zeit kommt mit Einbeziehung wichtiger Erkenntnisse aus den Sozialwissenschaften der Erforschung von Mentalitäten eine nicht unbedeutende Rolle zu. Wir wissen ja, dass eine vorwiegend auf Dokumente abgestützte Geschichtsforschung oft notwendigerweise zu Fehlurteilen führt, besteht das Leben von Menschen doch nicht aus ihrer ständigen Dokumentation. Auf der anderen Seite wirken mitunter sehr unterschiedliche, in sich wenig schlüssig erklärbare und irrationale Einflussfaktoren und Handlungen aus dem Umfeld auf die Untersuchungsobjekte ein, so dass dann – rational gesehen – ein nicht sehr aussagekräftiges Gesamtbild entsteht. Es fehlt dem „klassischen“ Entwerfer wie dem Betrachter ‚der nachvollziehbare Schlüssel‘ zur Erklärung der Gesamtkomposition. Gerade aber hier liegt das methodische Problem in der Deutung vielschichtiger gesellschaftlicher Situationen. Dabei stoßen wir immer wieder auf das schwer zu fassende Phänomen der Verhaltenseinstellung von Personen, Gruppen und sozialen Großverbänden, kurz der individuellen wie der Gruppenmentalität. Mentalitäten entziehen sich einer exakten Erfassung und sind nicht auf eindeutige Ursachen und Wirkungsmechanismen zurückzuführen. Sie sind jedoch – wie noch im Folgenden gezeigt werden darf – als Verhaltensdispositionen höchst wirksam. Zur Interpretation von Mentalitäten – dies gilt für das Einzel- wie für das Gruppenverhalten – kommen wir ohne den Einbezug der Intelligenz des Unbewussten und der Macht der Intuition nicht aus. Das macht unser „Geschäft“ nicht leichter, aber es verhilft nach meiner Überzeugung uns zu mehr Nähe zum interessierenden Geschehen.¹

... auch Chance für die Lokalforschung

Und es ist sicher auch kein Zufall, dass gerade wir auf der Ebene der lokalen und regionalen Geschichtsforschung, auf der die Dichte dokumentarischer Wie-

dergabe tendenziell dünner ausfällt als etwa in der Landesgeschichte, nicht ohne eine Einbeziehung der modernen „Werkzeuge“ zu einer aussagefähigen Deutung für die Objekte, Personen und Phänomene unseres historischen Interesses auskommen. Ein sehr schönes Beispiel hierfür ist für mich die im vorletzten Jahr in Biberach umfassend vorbereitete und kommentierte Ausstellung „Die Zeit des Nationalsozialismus in der Stadt Biberach“, über die auch in breiten Kreisen ein interessanter Diskurs mit unterschiedlichen Positionen stattgefunden hat. Die wichtigste Erkenntnis war dabei, dass das gezeigte Verhalten Einzelner und von Gruppen aus heutiger Sicht mit unserer Einstellung nur sehr schwer erklärbar ist, jedoch unter Berücksichtigung damals wirkender Sozialisations- und Gruppenmechanismen sowie eines vorherrschenden Mentalitätsdrucks Verhaltensweisen verstehbar werden, die gleichwohl moralisch in Einzelfällen keinesfalls zu billigen sind.²

... geschichtswirksame Mentalität auch in unseren Tagen

Kehren wir zurück zu meiner Stimmungsschilderung beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Die Zeugnisse – und sie könnten beliebig vermehrt werden – weisen eindeutig auf eine weit verbreitete Aufbruch- und Hurrastimmung hin, die wie ein Überdruck im Kessel nach einem Ventil suchte und sich dann entlud. Oder wir selbst erinnern uns sicher noch der Stimmungslage im November 1989, wenige Monate nach der Ausreise der Botschaftsflüchtlinge aus Prag und Warschau, den 40-Jahr-Feiern der DDR mit ihren ganzen Begleiterscheinungen, den Montagsdemonstrationen in Leipzig und einer Million Menschen auf dem Alexanderplatz in Ost-Berlin, die das Motto skandieren „Wir sind das Volk“. Wer von uns konnte und wollte sich dieser Stimmung und dem Wunsch nach der greifbar nahen Wiedervereinigung entziehen: Ein Volk im Wiedervereinigungsrausch. Für uns war dieses zentrale Ereignis unserer jüngsten Geschichte auch ein bewegendes, selbst erlebtes mentalitätsprägendes Beispiel.

Geleitet wird unsere Mentalität, die oft zu wenig logisch erklärbaren Handlungen führt, die aber für uns den ganz entscheidenden Wirkungsmechanismus darstellt, aus unserem Unterbewusstsein. Dabei verstehen wir sehr umfassend unter einer Mentalität – vom lateinischen mens (Geist/Verstand) herkommend – latent vorherrschende oder erkennbare Denk- und Verhaltensmuster von Einzelpersonen und Gruppierungen –,

und das reicht bis zu großen Volksgruppen und Völkern. Diese Denk- und Verhaltensmuster entstehen oft in sehr lang andauernden Lern- und Erfahrungsprozessen, werden unter den Menschen ausgetauscht, verdichten sich so zu Lebensregeln, Traditionen und sind damit auch kulturprägend.

Aber nicht nur von der Umwelt gehen mentalitätsprägende Impulse aus; wir Menschen selbst beeinflussen uns gegenseitig durch unser Verhalten, lernen voneinander, und so entsteht ein wechselseitiger Prozess, der im Nachhinein bezüglich seiner Ursachen und Wirkungen meist nicht mehr entflochten werden kann. Jeder von uns kann anhand persönlicher Erfahrungen davon erzählen, wie wir vom Elternhaus, von unserer Ausbildungs- und Berufswelt, von der politischen Gemeinde, vom Staat wie unserem Freundes- und Bekanntenkreis beeinflusst und geprägt sind, aber auch, dass wir selbst Einfluss auf diese Kreise unserer Umwelt ausüben.³

„Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist“: eine Weisheit, welche die der Mentalitätsbildung innewohnende gegenseitige Beeinflussung – der Soziologe würde hier von Milieuprägung sprechen – ausdrückt.

Ansatz und Vorgehensweise – Befund unterschiedlicher Mentalitäten

Die Exposition meiner Überlegungen zeichnet sich durch die bereits gemachten Ausführungen ab. Im Mittelpunkt steht die recht simple Feststellung, dass durch die unterschiedlichen geschichtlichen Entwicklungen und Erfahrungen, auch wenn sie weit zurück liegen, über die historischen „Transmissionsriemen“ der gesellschaftlichen und kulturellen Traditionsbildung bis in unsere Tage hinein entscheidende und höchst wirksame Mentalitätsunterschiede zwischen unseren Schweizer Nachbarn und uns in Oberschwaben und Deutschland entstanden sind.

In einer aktuellen Umfrage unter Deutschen und deutschsprachigen Schweizern durch das GEO-Magazin über die Ähnlichkeit der deutschen und schweizerischen „Volksseele“ – ich würde es Mentalität nennen – gaben 45 % der befragten Deutschen an, dass die Schweizer uns „eher ähnlich“ seien (Schweizer umgekehrt nur 35 %) und 25 % der befragten Deutschen gaben an, dass die Schweizer uns „weniger ähnlich“ seien.

Das für mich zunächst Erstaunliche war, dass die Gruppe mit dem Urteil „weniger ähnlich“ bei den befragten Schweizern mit 37 % signifikant größer ist.⁴ Im

Übrigen ergab die gesamte Befragung für mich eine klare Bestätigung der Vermutung, dass unsere Schweizer Nachbarn trotz Zugehörigkeit zum gleichen Sprach- und Kulturraum eine signifikant andere Mentalität aufweisen.

Der Schlüssel hierzu liegt nach meiner Überzeugung in andersartigen und nicht vergleichbaren geschichtlichen Erfahrungen, die mentalitätsprägend waren und von denen im Folgenden zu berichten sein wird. Beginnen wir mit einem Blick in die Schweizer Geschichte!

2. Mentalitätsprägungen in der Schweizer Geschichte ... das Stanser Verkommnis von 1481 und seine weitreichenden Folgen

Ein für unsere Schweizer Nachbarn zentraler mentalitätsbildender Impuls war das Stanser Verkommnis von 1481, ein von Bruder Klaus, dem Nationalheiligen der Schweiz, verfasster Schiedsspruch zwischen den zerstrittenen Städten und Landkantonen, in denen er mit visionärer Kraft seine Leute zu zwei Verhaltensweisen aufforderte, nämlich, „mischt euch nicht in fremde Händel“ und „machtet den Zaun nicht zu weit“.

Nicht zuletzt die hohe, nie in Frage gestellte moralische Autorität dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit hat für die gesellschaftliche und politische Entwicklung der Schweiz mentalitätsprägende Maßstäbe gesetzt. Bereits wenige Jahre nach diesem Schlichterspruch zeigte der hohe Blutzoll in der Schlacht von Marignano (1515), dass irgendwelche Großmachtsgelüste nicht die Sache der Eidgenossen waren. Dies spricht für die hohe Sozialkompetenz der damals Verantwortlichen, dass der Ausgang der Schlacht, bei dem 8000 Eidgenossen ihr Leben verloren, richtig verstanden wurde und die Tagsatzung, also die föderative Zusammenkunft der damaligen Eidgenossenschaft, einen konsequenten Rückzug von den immer häufiger entstehenden Machtscharmüszeln der sie umgebenden Monarchien zur politischen Maxime machte.⁵ Im Übrigen schließt die beschriebene Grundsatzposition zeitweise andere Verhaltensweisen, wie z. B. Offensivkriege gegen Karl den Kühnen von Burgund 1474, ein. Und damit entstand ein zentraler, positiv besetzter Erfahrungsschatz unserer Schweizer Nachbarn, dass sich nämlich Nichteinmischung für die betroffenen Menschen auszahlte, vorausgesetzt man war frei und konnte über sein eigenes Schicksal mitbestimmen. Und dieser Zustand war die Ausnahme, denn wenige Kilometer nördlich und südlich, westlich und östlich der Eidge-

nossenschaft lebten die bäuerlichen und bürgerlichen Stände in festen feudalistischen Abhängigkeitsstrukturen.

... und das Herausbilden einer helvetischen „Nationalmentalität“

Dieses bewusste Heraushalten aus den Machtspielen der Nachbarn, und die damit verinnerlichten Erfahrungen, wirkten auch nach innen. Sie zeitigten auch im Binnenleben der helvetischen Gesellschaft entsprechende Verhaltensweisen, die aus einem vorsichtigen und zurückhaltenden Umgang mit der Macht entsprangen. Ein solches Gebilde tritt fremden Mächten gegenüber eher unauffällig, nicht aggressiv und machtbuhlend auf, und im Inneren herrscht die Doktrin, Machtpotentiale an Personen und Institutionen nur insoweit zeitlich zu vergeben, als es für das gemeinsame Zusammenleben und für vorgesehene Aufgaben als unbedingt erforderlich angesehen wird. Diese durch und durch machtskeptische Grundmentalität der Eidgenossen war bereits einer der tragenden Pfeiler ihres Zusammenschlusses selbst. Denn als sich zwischen 1200 und 1400 innerhalb des Heiligen Römischen Reiches die städtisch und ländlich geprägten Orte und Gemeinden Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Glarus, Zug, Zürich und Bern in einem höchst komplizierten, jedoch sehr austarierten Bündnisgeflecht zusammenschlossen, war das Ziel, eine Einmischung von außen in die inneren Angelegenheiten zu verhindern, aber auch im Inneren selbst ohne Adelherrschaft auf Basis demokratischer Strukturen die Probleme selbst zu lösen. Diese Selbstorganisation für innere und äußere Angelegenheiten ist das Revolutionäre am helvetischen Gesellschaftsmodell. So entstand am Nordabhang des Gotthardmassivs schon früh ein eigenes „Willenszentrum“ zwischen den umgebenden Mächten, mit Umsicht und blutigem Ernst manövrierend und derart bedacht, dass die errungene innere Selbstständigkeit erhalten blieb, kurzum, das, was den Kern einer Staatsbildung ausmachte!⁶ Zum Schutz nach außen verband man sich gegenseitig und zur Ausräumung innerer Differenzen verständigte man sich auf das Prinzip der friedlichen Streitschlichtung.

... geprägt von einer Bewegung von unten

Dabei kam den kleinsten sozial organisierten Einheiten, nämlich den Gemeinden, eine zentrale Rolle zu

und mit dem Willen zu lebendigem Gestalten des politischen Gemeindelebens auch die Verpflichtung jedes Einzelnen, sich in der Rechtsprechung wie in der Rechtsumsetzung – dies war das entscheidende Novum – einzubringen. Die Gemeindeglieder selbst leisteten den Eid und wirkten als Richter, Schultheißen und Räte, kontrolliert vom Letzt-Souverän, der Landsgemeinde, die mindestens einmal jährlich zusammentrat und für alle Bürger verpflichtenden Teilnahmecharakter hatte.

Das damit unschwer herauslesbare Ergebnis dieser wichtigen Mentalitätsbildung ist, dass in der Eidgenossenschaft des Spätmittelalters eine Politikfähigkeit bei ihren Bürgern bereits bestanden hat, die im übrigen Europa erst mit der Französischen Revolution eingefordert, aber faktisch erst im 20. Jahrhundert eingelöst werden konnte. Mentalitätsmäßig im Bewusstsein verankert ist damit die über viele Generationen weiter gegebene Erfahrung, dass das erfolgreiche Funktionieren einer sich selbstregulierenden Gesellschaft mit erheblichen Mitwirkungspflichten der Einzelnen verbunden ist. Damit sind auch die Ursprünge der Eidgenossenschaft als Staatswesen und als Sonderfall in der europäischen Staatenbildung angesprochen. Nur Holland weist entfernt ähnliche Merkmale auf. Diese haben sich aber erst einige Jahrhunderte später herausgebildet. Die Freiheit und Unabhängigkeit von jeder irgendwie gearteter Fremd-Herrschaft über die Eidgenossen hat in ihrer historischen Selbsterfahrung den klaren Preis einer umfassenden Partizipation ihrer Mitglieder am Gesellschaftsleben. Selbstverwaltung und Unabhängigkeit gibt es nicht zum „Nulltarif“. Und so – das ist gerade bei einer Gegenüberstellung historischer Entwicklungen und Erfahrungen nicht deutlich genug herauszustellen – haben sich unsere Schweizer Nachbarn im erfolgreichen Umgang mit basisdemokratischen Konzepten, selbst unter schwierigsten gesellschaftlichen Rahmenkonstellationen, einen fast uneinholbaren Vorsprung verschafft.

Dieser unverrückbare Kurs ist in der historischen Würdigung umso höher einzuschätzen, als die helvetische Sonderentwicklung ständig bedroht war. Sowohl die Schlacht von Morgarten (1315) wie der Schwabenkrieg (1499) waren für den Fortbestand der Eidgenossenschaft existenziell notwendige Verteidigungssiege. Das Festhalten am Modell der Eidgenossenschaft ist deswegen auch besonders bemerkenswert; hatten die Eidgenossen doch keine gleichgesinnten Bündnispartner, sondern überall rings herum feudalistische Herrschafts- und Machtstrukturen. Dieses Inseldasein in einer dia-

metral sich anders positionierenden und entwickelnden Gesellschaftsordnung, nämlich hin zum feudalistisch geprägten Flächenstaat, setzt erhebliche innere Robustheit, Selbstvertrauen und Stärke voraus, um nicht an Selbstzweifeln zugrunde zu gehen. Wen wundert es da, dass sich der erfolgreiche Erhalt des Schweizer Gesellschaftsmodells bis in unsere Tage auch mit einem ganz selbstverständlichen Stolz und einem offen gezeigten Selbstbewusstsein verbindet?⁷

... Eid ist nicht gleich Eid

Die Ausdehnung der sich in Europa überall ausbreitenden Gottesgnadenherrschaft durch den Adel, die Leistung des Gehorsams der Untertanen durch Eid, kurzum die Etablierung einer Stände- und Klassengesellschaft mit ihren festen Ausformungen einer Zugehörigkeit zu einem Unten oder Oben ist nicht der Weg der schweizerischen Gesellschaft. Auf den Nagel getroffen hat es Peter Blicke, der zum einen der erste Vorsitzende der Gesellschaft Oberschwaben war und gleichzeitig auch ein profunder Kenner der schweizerischen Geschichte ist, wenn er feststellt: „Der Eid macht üblicherweise Menschen zu geduldigen Untertanen, in der Schweiz macht er aus ihnen Eidgenossen.“⁸

... mit dem Eid kommt die Verpflichtung

Die mentalitätsprägende Grunderfahrung der alten Eidgenossenschaft war, dass Erhalt und Fortsetzung der helvetischen Gesellschaftskultur nur durch ein gemeinsames Mindestmaß an Gemeinsinn, Einvernehmlichkeit und Selbstbeschränkung möglich war und ist. Dies bedeutet auch, dass durch das gegenseitige aufeinander Angewiesensein im „soziologischen Binnenklima“ einer derartig strukturierten Gesellschaft hierarchische Ausdifferenzierungen von unten nach oben, wie etwa in Deutschland mit der Etablierung und Verfestigung einer formalen wie informalen Ständegesellschaft, die bis heute hinein unser Zusammenleben prägt, ein sicheres Ende dieser bürgerlichen Partizipationsgesellschaft „Swiss made“ bedeutet hätten.

3. Mangelndes Verständnis für die helvetische Gesellschaftsentwicklung

Das geringe Verständnis für die helvetische Gesellschaftskultur kann nicht nur an unpassenden und dreist formulierten, ja dummlichen Stellungnahmen deutscher

Politiker in unseren Tagen festgestellt werden, wenn es etwa um die Steuerflucht gesellschaftlich stigmatisierter Bürger geht⁹: es gibt eine Vielzahl prominenter und einprägender Vorläufer aus unserer nationalen „Sturm- und Drangzeit“ des 19. Jahrhunderts.

Friedrich Hegel (1770–1831) etwa, einige Jahre wie Christoph Martin Wieland Hauslehrer in Bern und damit mit eigenem Erfahrungsschatz, sah in der multilingualen Schweiz ein schrulliges Auslaufmodell. Für den radikalen philosophischen Vertreter der Macht des Staates, dessen Macht durch den Krieg vergrößert wird, und wo der Mensch seine Verwirklichung und Freiheit nur im Staat selbst findet und allein die Macht das (historische) Recht gibt, legitimiert durch die Überlegenheit des historischen Auftrags, war doch die seit Jahrhunderten praktizierte Volkssouveränität in seinen Augen ein Konglomerat verwirrter Gedanken, denen eine „wüste Vorstellung“ des Volkes zugrunde lag. Vielmehr bedürften die Völker einer straffen Führung durch Monarchen. Hegels Ansichten fanden bei der nationalistisch geprägten und Preußen verherrlichenden Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts eifrige Anhänger, was den Exponiertesten unter ihnen, Heinrich von Treitschke – selbst einmal ein Liberaler –, dazu bewog, die Schweiz bestenfalls als Geschichtskuriosum zu erwähnen, ihr einen Platz im Raritätenkabinett der Geschichte zuzuweisen sowie gönnerhaft die Schulnote „allgemein ehrenwerte Mittelmäßigkeit“ zu geben.¹⁰

4. Deutschlands geistesgeschichtliche und gesellschaftliche Entwicklung im 19. Jahrhundert ... oder der Triumph des Nationalismus über den Liberalismus mit seinen weitreichenden Folgen

Die Gesellschaftsideen des Liberalismus konnten sich im Unterschied zu vielen Ländern Europas – so auch der Schweiz – gerade in Deutschland in Staat und Politik nicht durchsetzen, eine Tatsache mit großen Konsequenzen für das gesellschaftliche Selbstverständnis bis in unsere Tage hinein. Sie scheiterten letztlich an ihrem natürlichen Antipoden, dem Nationalismus, der immer kräftiger und mentalitätsbestimmender wurde. Diese ideengeschichtlich zentrale Weichenstellung hat unsere jüngere deutsche Geschichte bis heute mindestens genauso geprägt, wie der Untergang der Jahrhunderte lang währenden Reichsidee 1806. Denn dass das in den Deutschen entfachte Bedürfnis nach nationaler Einheit, das so überschäumend wurde, dass sogar die Idee vom gerechten Krieg entstehen konnte,

einen Hass entwickelte, der dann auch folgenswer in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges einmündete, bestimmt nach meiner Analyse bis heute unsere Geschichte und unsere gesellschaftliche Mentalität.

Deutschland mit seiner preußischen Dominanz im 19. Jahrhundert entwickelte sich zu einem sonderbaren „Hybridgebilde“, weil es den Drei-Schritt, den etwa vergleichbare Großstaaten wie England, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich in einem sorgfältig abgestimmten, sich steigernden Rhythmus vollzogen haben, nicht mitgemacht hatte, nämlich den Schritt vom absoluten Staat zur demokratischen Repräsentativverfassung, den rechtzeitigen Übergang vom Feudalstaat zur Gesellschaftsordnung der Gleichheit und schließlich die Entwicklung vom obrigkeitlichen zum staatsbürgerlichen Denken.¹¹

Gerade diese fehlende „natürliche“ geschichtliche Evolution bedarf der näheren Ursachenanalyse. Sie kreist um die zwei überragenden Persönlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts aus Preußen, Friedrich II. und Otto von Bismarck. Die geschichtlichen Weichenstellungen, die von ihrem langjährigen und die Menschen tief beeinflussenden Wirken ausgegangen sind, prägen bis heute unser gesellschaftliches Selbstverständnis und damit auch unsere deutsche Mentalität.

Der Fredericianismus und das feudalistische Erbe Deutschland – Hemmschuh für ein zügiges Schreiten in die Moderne hinein

Bereits mit der Ausbildung der „Gottes-Gnaden-Territorialfürstentümer“ auf deutschem Boden seit dem späten Mittelalter hatte die Masse der Bevölkerung keine ernst zu nehmenden Einflussmöglichkeiten mehr. Das Selbstverständnis der adeligen Oberschicht war auf Machtentfaltung gegenüber Gleichrangigen – also nachbarlichen Konkurrenten – gerichtet und die Jahrhunderte lang geltende Feudalordnung – die sich im Bewusstsein der Menschen als immer gültig eingepägt hatte – bot den Herrschenden die ungestörte Plattform für ihre Strategien und Politiken der Machtveränderung. Der häufigste Fall war die gewalttätige oder friedliche Änderung von Machtkonstellation im Rahmen von Erbnachfolgen. Herausragendes und für unsere jüngere deutsche Geschichte folgenreichstes Beispiel ist der Aufstieg des Hauses Brandenburg. Mit Friedrich II. erreichte diese Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Denn diese Heldenfigur der Deutschen Geschichte hatte sich schon als Kron-

prinz zu Ruhm und Ruhmbegierde bekannt und unter dem Eindruck der triumphbekrönten Vorbildgestalt des Prinzen Eugen diesem die „Ode sur la Gloire“ gewidmet, und seine diesbezügliche Stellung bekräftigte er im Vorwort zu seinen 1775 in hohem Alter niedergeschriebenen „Histoires de mon Temps“ nochmals in klaren Worten: „Das wahre Verdienst eines guten Fürsten ist seine treue Hingabe an das allgemeine Wohl, die Liebe zum Vaterland und zum Ruhme. Ja zum Ruhme! Denn der glückliche Instinkt, der den Menschen drängt, sich einen Namen zu machen, treibt ihn in Wahrheit und zu Heldentaten. Er ist die Kraft, welche die Seele aus der Trägheit reißt, und sie zu nützlichen, notwendigen und edlen Taten begeistert.“¹²

Die fast unbeschreiblichen menschlichen und materiellen Opfer der Bevölkerung, die der „Raubtiersprung“¹³ erforderte, waren bestenfalls Randnotizen wert. Dass bei näheren Betrachtungen solche Kriegsabenteuer die Machtbasis des neuzeitlichen Staates im Innern gefährlich erschüttern konnten, sollte sich wenige Jahre später im Ausbruch der Französischen Revolution erfüllen, bei der es nicht in erster Linie um die Freiheitsrechte für das Volk, sondern um die Neuverteilung der noch übrigen wirtschaftlichen Ressourcen eines durch übermäßige Kriegsführung ausgelaugten Landes ging. Doch in Deutschland tickten die Uhren (damals noch) anders. Die heroische Selbstbehauptung Friedrichs mit weit unterlegenen Mitteln gegenüber einer europäischen Kriegesallianz, in deren Mittelpunkt das katholische Kaiserhaus Habsburg in Wien stand, die dem „Mirakel des Hauses Brandenburg“ einen weiteren Weihealtar hinzufügte, hat, wie Johannes Kunisch in seiner Friedrich-Biographie treffend bemerkt, „offenkundig zu einer Vertiefung unterschiedlicher Selbsterfahrungen in Deutschland beigetragen. Insofern bedeuten die dramatischen Ereignisse dieses Krieges und ihre unterschiedliche Wahrnehmung im Norden und Süden des Reiches die Beschleunigung eines Differenzierungsprozesses, an dessen Ende die kleindeutsche Lösung der nationalstaatlichen Probleme im 19. Jahrhundert stand“.¹⁴ Und konsequent fährt Kunisch in seiner für unsere Betrachtungsweise wichtigen Analyse fort: „Unter dem Aspekt also, dass der 7-jährige Krieg in nachfolgenden Generationen als ein Ereignis von nationaler Indignität erschien, muss dem Kriegsgeschehen ohne Zweifel eine epochale Bedeutung zuerkannt werden.“¹⁵

Diese epochale Bedeutung schlägt sich im Land der Dichter und Denker vor allem in den geistesgeschicht-

lichen Disziplinen der Geschichtsschreibung, Staatsphilosophie und Literatur nieder. Kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe bezieht sich 1811 im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit auf die geistesgeschichtlichen Folgen der Regentschaft Friedrichs, in dem er feststellt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des 7-jährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf den menschlich Ersten beruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie dadurch als die ersten erscheinen, weil sie das Schicksal der Allerletzten bestimmen und teilen.“¹⁶

Herrscher und Volk teilen sich ihr Schicksal. In geistiger Verwandtschaft zu Goethe befindet sich Thomas Mann in seinem eingangs zitierten Aufsatz, wenn er überhöht formuliert „heute sind wir Friedrich“. Doch die Schicksalsgemeinschaft blieb ein typisch deutsches Phänomen, ein Idealbild der Bühne. Die gesellschaftliche und soziale Ordnung mit einem klaren Oben und Unten ordnete den Alltag der Bevölkerung nach dem Prinzip einer asymmetrischen Lastenverteilung. Als Objekt – weit entfernt von einem partizipierenden Subjekt – waren die überwiegende Mehrheit der Menschen – von Bürgern möchte ich in diesem Zusammenhang gar nicht sprechen – auf deutschem Boden diejenigen, die die Suppe für misslungene Machtabenteuer der Aristokratie auszulöffeln hatten. Und dies geschah allerorten und sehr gründlich. Tiefergehende Betrachtungen über Sinn und Unsinn dieses Machtspiels stellte eine Geschichtsschreibung, die ihre Schreibstuben in der Nähe der Mächtigen eingerichtet hatte, nicht an. Es wäre nicht richtig, den Deutschen eine unreflektierte Bewunderung der außergewöhnlichen historischen Leistung Friedrich II. zu unterstellen. Andererseits jedoch lassen die vielen positiv besetzten Charakterisierungen seines Wesens als bedürfnisloser Soldatenkönig, als musenverliebter Philosoph und Musikant, als treusorgender Landesvater auf einer Stufe mit seinen Untertanen, als erster Diener seines Staates ein Idealbild von Herrschertum und natürlicher Gesellschaftsordnung erscheinen, das für eine agrarisch-feudale Gesellschaft durchaus geeignet sein kann, nicht jedoch für eine wissenschaftsbasierte und auf den naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt angewiesene Industriegesellschaft.

Die Figur Friedrich II., so Sebastian Haffner in seiner „Geschichte eines Deutschen“ überzeugend, hat

unter den führenden staatstragenden Schichten eine eigene Mentalität, den „preußischen Puritanismus“ geschaffen. Er sagt so: „Es gibt eine spezifisch preußische Abart des Puritanismus, die vor 1933 eine der beherrschendsten Geistesmächte im deutschen Leben war und noch heute unter der Oberfläche eine gewisse Rolle spielt. Sie ist dem klassischen englischen Puritanismus verwandt, aber mit einigen charakteristischen Unterschieden. Ihr Prophet ist Kant, nicht Calvin, ihr großes Beispiel ist Fridericus, nicht Cromwell. Wie der englische Puritanismus fordert der preußische Strenge, Würde, Enthaltensamkeit gegenüber den Freuden des Lebens, Pflichterfüllung, Treue und Ehrenhaftigkeit bis zur Selbstverleugnung, Weltverachtung bis zur Düsterei. Wie der englische Puritaner gibt der preußische seinen Söhnen aus Prinzip wenig Taschengeld und runzelt die Brauen über ihre jugendlichen Experimente mit der Liebe. Aber der preußische Puritanismus ist säkularisiert. Er dient und opfert nicht Jehovah, sondern dem roi de Prusse. Seine Auszeichnungen und irdischen Belohnungen sind nicht private Reichtümer, sondern amtliche Würden. Und, was vielleicht das Wichtigste ist: der preußische Puritanismus hat eine Hintertür ins Freie und Unkontrollierte, an der das Wort ‚Privat‘ steht.“

Der düstere Asket Fridericus, diese Denkmalfigur des preußischen Puritanismus, war bekanntlich ‚privat‘ ein Flötenspieler, Versemacher, Freigeist und Freund Voltaires. Fast alle seine Jünger, diese hohen preußischen Bürokraten und Offiziere zweier Jahrhunderte, mit ihren streng zusammengefalteten Gesichtern, waren privat etwas Ähnliches. Der preußische Puritanismus liebt die Figur ‚raue Schale – weicher Kern‘. Der preußische Puritaner ist der Erfinder jener seltsamen deutschen Selbstaufstellung, die da spricht: ‚Als Mensch sage ich Ihnen ... Aber als Beamter sage ich Ihnen ...‘ Er ist die Grundlage des bis heute von vielen Ausländern nie recht verstandenen Zustandes, dass Preußen – und Preußen-Deutschland – als Ganzes stets wie eine unmenschliche, grausam-gefräßige Maschine handelt und wirkt, aber im Einzelnen, wenn man es besucht und mit den einzelnen Preußen und Deutschen ‚privat‘ in Fühlung kommt, oft einen durchaus sympathischen, menschlichen, harmlosen und lebenswürdigen Eindruck macht. Deutschland führt als Nation ein Doppelleben, weil fast jeder einzelne Deutsche ein Doppelleben führt.“¹⁷

Die vermeintliche Idylle agrarisch-feudalistischer Machtstrukturen zeigte auch in unseren Landstrichen seine „wüste Fratze“. So wurde der Aufstieg Badens

und Württembergs mit ihren Herrscherhäusern zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch umfangreiche Gestellung von Soldaten für die Feldzüge Napoleons beglichen. Gerade einmal 1000 der etwas mehr als 15 000 Württembergischen Soldaten, die dem Mobilisierungsbefehl im Februar 1812 Folge leisten mussten, kehrten aus Russland zurück. Baden stellte 7000 Soldaten, von denen nach den Erinnerungen des Heerführers Markgraf von Baden zwischen 100 und 200 zurück kamen.¹⁸ Die Beispiele lassen sich beliebig verlängern und verweisen bereits in beklemmender Weise auf die 8 Mio. gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs, davon fast 2 Mio. Deutsche, und auf die dann nicht mehr verstandesmäßig erfassbaren 40 Millionen Opfer während des Zweiten Weltkrieges ... Welche Dimension des Blutzolls unsinniger Kriege im Sinne des Machtspiels und einer vermeintlichen Staatsräson! Deutschland wurde in dieser Zeit von niemandem bedroht.

... glückbringende Zuschauerrolle bei unseren helvetischen Nachbarn durch Distanz zur Macht

Diese Spur des menschlichen Elends, die von den Machtverführungen eines unheiligen Nationalismus, von dem sich die deutschen Machteliten im 19. Jahrhundert anstecken und dann leiten ließen, herkam, konnte sich bei unseren Schweizer Nachbarn als einer Gesellschaft von Bürgern „auf gleicher Augenhöhe“ nie einstellen. Ihre historisch eingeübte Machtskepsis, die auch vor den eigenen Institutionen und Personen keine Rücksicht kennt, ist ein markanter und unübersehbarer Mentalitätsunterschied. Ja, ich meine, der Verweis der Schweiz auf eine faktische Zuschauerrolle im europäischen Geschehen des 19. und 20. Jahrhunderts, die in der Eidgenossenschaft selbst wieder zu einer Konzentration der Kräfte auf die zeitgemäße, interne und zukunftsorientierte Entwicklung des Staates mit dem Ausbau der Infrastruktur und der breiten Industrialisierung geführt hat, hat sich als doppelter historischer Glücksfall erwiesen.

Das Unglückserbe des Thomas Hobbes ... Macht dem Staat und den adeligen Bürokraten

Die Wiedergeburt des Königreiches Preußens mit dem Sieg der Koalition über Napoleon, die energischen Schritte der Stein-Hardenberg'schen Reformen, die als eine staatlich verordnete Revolution von oben empfunden

den wurden, entzogen Anfang des 19. Jahrhunderts im Grunde genommen jeder Veränderung des weiterhin gesellschaftlich akzeptierten Machtgefüges den Boden. Die kleine Schar einflussreicher Beamter und Militärs eines agrarisch geprägten Landes stellte die natürliche und gottgegebene Führungsrolle der Krone nie in Frage. Ihr geistiger Vater war der englische Philosoph Thomas Hobbes, der mit seiner Lehre vom Naturrecht und einem Gesellschaftsvertrag die geistige Legitimierung umfassender Machtausübung durch die staatliche Verwaltung – und damit auch durch sie selbst – gegenüber seinen Bewohnern postulierte. Hegel war sein früher einflussreicher Jünger und später auch Friedrich Nietzsche (1844–1900). Letzterer lieferte sich ein interessantes „philosophisches Scharmützel“ entlang der deutsch-schweizerischen Geisteslinien mit seinem Kollegen Jacob Burkhardt, einem Basler Bürger. Während der Deutsche Friedrich Nietzsche in jedem Fortschritt in Wirtschaft, Politik und Kultur den Willen zur Macht erkannt haben wollte, war es gerade Burkhardt, der sich der Machtkult-Theorie des Herren Kollegen – beide waren an der Universität Basel als Professoren tätig – heftig widersetzte: Nur keine Staatsvergötterung. Vom Staat erwartete Burkhardt nicht wie Hegel so überspannte Phänomene wie die Verwirklichung der Sittlichkeit, sondern er war damit zufrieden, wenn dieser hinreichend die Rechtsordnung unter den Menschen sicherstellte. Und in Positionierung gegenüber Nietzsche stellte Burkhardt souverän fest: „Allein in erster Linie will die Nation Macht. Das kleinstaatliche Dasein wird wie eine bisherige Schande perhorresziert (verabscheut); alle Tätigkeit für dasselbe genügt den treibenden Individuen nicht; man will nur zu etwas Großem gehören und verrät damit deutlich, dass die Macht das erste, die Kultur höchstens ein ganz sekundäres Ziel ist ... und nun ist die Macht an sich böse, gleichviel wer sie ausübe. Sie ist kein Beharren, sondern eine Gier ...“¹⁹

Augenfälliger können die (deutsch-schweizerischen) gegensätzlichen Standpunkte nicht ausfallen: der Staat als Institution zur Durchsetzung von Macht wird dem Staat als (hinreichend) notwendigem Organisator gesellschaftlichen Zusammenlebens gegenübergestellt.

Die Etablierung des Bismarck'schen Machtsystems und seine gesellschaftliche Akzeptanz

Wahrscheinlich hatte damals Burkhardt die europäische Entwicklung des zu Ende gehenden 19. Jahr-

hunderts vor Augen, dem in Deutschland Otto von Bismarck seinen Stempel aufdrückte.

„Bismarck wurde mit 35 Jahren Bundestagsgesandter, mit 47 Jahren Minister, seinen Abschied erhielt er mit 75 – nahezu 30 ununterbrochene Jahre lang präsidierte er die deutsche Entwicklung ... Vor ihm war alles fraglich und festgefahren. Vor ihm war Biedermeier, nach ihm kam Weltpolitik, Weltkrieg und Revolution.“²⁰

Prägnanter als Golo Mann in seinem unnachahmlichen Erzählstil kann man die Bismarck-Ära nicht erfassen. Seine Denkwelt war dem veralteten Modell des absolutistischen Fürstenstaates mit Heer und Untertanen verhaftet. Aber Bismarck besaß den klaren Blick für das Mögliche und scheute sich nicht – was viele von uns als prinzipienlos ansehen –, Zweckkoalitionen für seine Ziele zu schmieden. Seine Wendigkeit, der Blick für das Mögliche und die Fähigkeit, das Unmögliche sofort zu verwerfen, machten ihn zu einem kühnen und verwegenen Spieler am Schachbrett der Macht, der immer selbstsicherer seine Überlegenheit ausspielte und sich nicht zu schade war, seinen Gegnern oder Verbündeten „derbe Tauschgeschäfte“ – so Golo Mann – vorzuschlagen. Hinter diesem unbedingten Willen zur Macht lag das sentimentale Weltbild eines schlichten Landedelmans, der dem ostelbischen Junkertum nachhing und der sich mit seinen Grundansichten über Mensch und Gesellschaft bis zuletzt an den ländlich-patriarchalischen Eindrücken seiner Jugend ausrichtete.

Bismarck war Preuße und wollte nichts anderes als preußische Großmachtspolitik. Da aber kein Platz für Preußen war, sich auszudehnen, außer in Deutschland, musste er sich, um das Ausdehnen bequemer zu machen, mit dem Deutschnationalismus arrangieren. So wurde aus preußischer Großmachtpolitik deutsche Einigungspolitik. Bismarcks Meisterleistung bestand nicht darin, dass er die deutsche Einheit schuf; die war seit 50 Jahren ersehnt und zerredet worden. Das ungeheuer Geschickte, Kühne, Widernatürliche seiner Leistung liegt darin, dass er die deutsche Einheit zuwege brachte, ohne die Elemente, die man seit 50 Jahren mit ihr verbunden hatte: Parlamentsherrschaft und Demokratie. Das, was ein halbes Jahrhundert lang der Traum des Bürgertums gewesen war, wurde nun ohne, ja zeitweise gegen das Bürgertum gemacht; das Deutsche Reich wurde schließlich proklamiert unter Fürsten, Generalen, im Heerlager, in dem eine Bürgerdeputation sich grau und schüchtern ausnahm.²¹

Bei allen diesen großen politischen Erfolgen war sich Bismarck darüber im Klaren, dass der entscheidende

Machtkampf des 19. Jahrhunderts zwischen den alten Kräften des Adels, die sich in den Positionen der Verwaltung, des Heeres und der Justiz eingenistet hatten, und den in der Wirtschaft und Gesellschaft aufstrebenden Kräften des Bürgertums auf die Dauer nicht zu gewinnen war. Man konnte sie gegenseitig ausspielen, beherrschen oder sogar betrügen, aber man konnte sie nicht mehr unterdrücken. Dies war das „Verkrampfte“ der Reichsgründung. Die preußischen Machthaber, die sich zur Gründung des Reiches entschlossen hatten, wollten es auf die Art, dass sie selber im „Sattel blieben“. Die Geschichte des neu gegründeten Deutschen Reiches hätte sicher einen deutlich anderen Verlauf genommen, wenn nicht wie etwa in England der Adel die politische Arena für die neuen Kräfte, die durch Wirtschaft und Gesellschaft, durch Industrie und neue Weltbeziehungen, durch Imperialismus und Entwicklung anderer Staaten zum neuen Kraftzentrum herangereift waren, gewesen wäre.

Der politische Erfolg der nationalen Einigung unter Preußens Führung wurde so zum politischen großen Nachteil. Bismarck spürte dies selbst und sah die Entwicklungen als gegen seinen eigenen Willen gerichtet. Er wollte eigentlich Ruhe und hätte die Geschichte stillstehend gemacht, wenn er nur gekonnt hätte. Als Reichskanzler klagte er immer wieder schon in den 70er-Jahren, er sei nicht mehr der rechte Mann für die neuen Aufgaben. Von Wirtschaftsfragen verstehe er nichts, und was anderes von Bedeutung gebe es jetzt noch zu tun? Und als der Greis noch spät den Hamburger Hafen besuchte, hinunterblickte auf das Gewimmel der Schiffe und Krane und arbeitenden Menschen, da kommt ihn ein Schaudern an, das er mit „es ist ein neues Zeitalter“ kommentierte. Doch neue Zeitalter entstehen freilich nicht von heute auf morgen. Dieses hat sich innerhalb von wenigen Jahrzehnten gemacht, erst vorbereitend, dann immer schneller, fast explosionsartig, und bis zum heutigen Tag hat dieses Tempo nicht nachgelassen. Es ist das Zeitalter, dessen Beschrieb, Analyse und Würdigung ohne den umfassenden gesellschaftlichen Ansatz nicht auskommt.

Während die Schweiz Adelige nur nach dem Namen kannte, diese aber den Status eines normalen Gemeindegürgers hatten, blieb in Deutschland auch nach den napoleonischen Kriegen und den Stein-Hardenbergischen Reformen die Herrschaft durch das alte Feudalsystem unangetastet. Die Führungspositionen in Politik und Verwaltung waren fast ausschließlich in der Hand des Adels, lediglich in der Justiz konnten die neuen Bil-

dungseliten aus dem Bürgertum ein wenig Fuß fassen. Die Armee jedoch war gleichsam wie ein Staat im Staate ein ausschließliches Adelsrefugium. Abgestützt auf ein Dreiklassenwahlrecht wurde so die Herrschaft abgesichert. Aber nicht nur in der Politik, sondern auch im Alltagsleben wurde die Lebensweise des Adels durch das zu Reichtum hochgekommene Bürgertum nachgeahmt und zum Vorbild genommen. Thomas Nipperdey spricht zutreffend von der „Feudalisierung der Bourgeoisie“.²² Die zahlreichen Nobilitierungen von Fabrikanten, Bankiers und bürgerlichen Spitzenbeamten waren ein preiswertes und einfaches Instrument, sich der Loyalität und Gefolgschaft einflussreicher Kreise zu sichern. Hierfür liefert Wibke Bruhns ein ideales Beispiel anhand ihrer eigenen Familiengeschichte, der Familie Klamroth aus Halberstadt.²³

Insbesondere nach 1848 kam es angesichts der Phobie einer erneuten Revolution in Deutschland, die von Bismarck immer geschickt ins Machtspiel eingebracht wurde, zu einer lange dauernden großen Koalition alter und neuer Kräfte, die durch die – wenn man will – Arbeitsteilung von Adel, Grundbesitz und Bürgertum bestimmt war: die wirtschaftlich Führenden anerkannten die traditionelle politische Führungsschicht in Adel, Grundbesitz und Verwaltung, die Unternehmer wirtschafteten und versuchten gleichzeitig, für den von der Industrie bedrohten ländlichen und gewerblichen Mittelstand zu sorgen. So sicherte sich der Adel abermals seine Stellung, während das Bürgertum seine ökonomische Position ohne große administrative Bevormundung ausbauen konnte und sich damit vor dem Vierten Stand, der zunehmenden Arbeiterschaft, geschützt glaubte. Die Furcht vor der Hauptfrage der industriellen Revolution, der sozialen Frage, wurde zur treibenden Kraft der Entwicklung. Die deutliche Entschärfung der sozialen Frage durch die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung – also erneut durch Eingreifen des Staates – hat letztlich den Liberalismus in Deutschland mit seinen Ideen auf den geordneten Rückzug verwiesen. Und mit dem ab 1881 sukzessiv eingeführten Pflichtversicherungsschutz auf staatlicher Ebene wurde der Sozialstaat begründet. Er löste die im alten Reich praktizierte familiäre und genossenschaftliche Selbsthilfe und Solidarität, die etwa im Zunftwesen durch die Identität der Verpflichteten und Berechtigten, durch eine sorgfältige Auswahl der Kooperationsmitglieder, einen rigiden Ehrenkodex und nicht zuletzt durch wechselseitige soziale Kontrolle ausgeübt wurde, durch den anonymen Staat ab.

Deutschland präsentierte sich so in der Bismarckzeit bis 1914 – also ein halbes Jahrhundert – im Grunde genommen zweigeteilt; auf der einen Seite als eine wirtschaftlich leistungsfähige Großmacht, geführt von der industriellen – jedoch staatspolitisch kaltgestellten – Großbourgeoisie und als politisch noch sehr junges Gebilde, adelsbeherrscht, strukturkonservativ ausgerichtet, und sich präsentierend als auf absolute Staatsräson pochender Machtapparat.

5. Diametral andere Entwicklung in der Schweiz

Das gesellschaftliche und politische „Machtparallelogramm“ in der Eidgenossenschaft entwickelte sich gänzlich anders. Nach den Verfassungskriegen von 1848 konnte das freisinnige Bürgertum gesellschaftlich wie politisch die Führungsrolle übernehmen. Diese glückliche Fügung, dass politische Macht und die Verfügung über die neuen Machtressourcen Kapital und Wissen in einer Hand lagen, wurde gesellschaftlich genutzt. Ohne die Erblast einer feudalistischen Ständegesellschaft und ohne äußere Machtansprüche konzentrierte sich die Schweiz auf ihre Entwicklung nach innen. Dabei kam ihr auch zugute, dass der politische Grundaufbau der alten Eidgenossenschaft, ergänzt durch die neue Regierungs- und Verwaltungsebene der Kantone aus der napoleonischen Zeit, erhalten blieb und auch die internen Grenzen der helvetischen Föderation sich nicht änderten. Diametral zum deutschen Staatenbund wurden die Ideen des Liberalismus in Staat und Wirtschaft aufgenommen, und eine breite, aus dem alten Patriziat hervorgegangene Schicht angesehenen Bürger engagierte sich sowohl politisch wie industriell mit ihren Ideen. Es waren so herausragende Köpfe wie Alfred Escher, der als Fabrikant, Bankier und Politiker mit Vehemenz für eine rasche Ausbreitung des Eisenbahnnetzes in der ganzen Schweiz sorgte.

Alfred Escher (1819–1882) – ein Zeitgenosse Bismarcks – ist der „Prototyp“ der zahlreichen freisinnigen Bürger, die als Leistungselite der Schweiz ihr bis heute wahrnehmbares Gepräge gaben. Entweder aus (groß-)bürgerlichen oder protestantischen Pfarrershaushalten abstammend, den Naturwissenschaften zugewandt, mit liberalen Ideen und Konzepten aus Holland, England und USA vertraut – der Vater Alfred Eschers lebte zeitweise in den USA und hatte regen Kontakt zu Thomas Jefferson –, machte diese kleine Gruppe von einflussreichen Persönlichkeiten – oft auch verwandtschaftlich miteinander verbunden – sich Mitte des 19. Jahrhun-

derts daran, zukunftswichtige Projekte in Gang zu setzen. Neben der Entwicklung des Eisenbahnnetzes war dies die Etablierung eines funktionierenden Kapitalmarktes mit der Gründung der Schweizerischen Kreditanstalt und der Rentenanstalt und die Konzentration des Wissenspotentials der Naturwissenschaften auf eine Bundesuniversität durch die Einrichtung des Polytechnikums (heute ETH).²⁴

Mit diesen „Antriebsmotoren der Moderne“, Wissen und Kapital, konnte auch in den entferntesten Alpentälern bereits Mitte des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung mit der Produktion begehrter Erzeugnisse – Textilmaschinen, Uhren etc. – einsetzen. Mit der frühen Herausbildung einer sehr verstreuten und dezentralen Gewerbe- und Industrielandschaft – bei der das entscheidende Erfolgsgeheimnis in der Übertragung der aus dem politischen Zusammenwirken eingeübten Mechanismen des direkten Interessenausgleichs auf Unternehmer und Mitarbeiter liegt und nicht wie etwa in Deutschland in einem politisch institutionalisierten Klassengegensatz – konnten in der Schweiz schon sehr früh im 19. Jahrhundert die Grundlagen eines breiten Wohlstands gelegt werden, der bis heute von Deutschland aus bewundert, aber dessen Ursachen nach meinen Beobachtungen nie richtig verstanden worden sind, war doch das Gesellschaftsmodell der Schweiz gänzlich „out“. Weder wurde der hohe Stellenwert des genossenschaftlichen und solidarischen Partnerschaftsmodells für die innere, vor allem wirtschaftliche Entwicklung verstanden noch bestand die Einsicht, warum sich Eidgenossen im imperialistischen und nationalistischen Getriebe des Jahrhundertwechsels aus allen Rankünen heraushielten. Wer wollte beim Verteilen der Welt etwas vom Klaus von der Flüe wissen, dass man darauf achten sollte, den Zaun nicht zu weit zu machen. Die Schweizer hörten darauf. Sie nahmen 1918 das Anschlussbegehren der Vorarlberger, zu denen auch eine starke Gruppe von Walsern gehört, trotz einer Volksabstimmung mit überwältigendem Ergebnis für eine Aufnahme als neuer Kanton in den Schweizer Bund nicht an und ersparten sich so zwanzig Jahre später wahrscheinlich den Einmarsch durch Hitlerdeutschland.

6. Die neutrale Schweiz im 20. Jahrhundert zwischen Schmuddelkind und Idealbild

Mit dem anschließenden Einzug der totalitären Bewegungen von Kommunismus und Faschismus in das Haus Europa im 20. Jahrhundert verschlimmerte sich

die Außenseiterrolle der Schweiz noch weiter. Ein Land von Spießern, reaktionären Kleinstaatlern und unfähig, den Atem der Weltgeschichte zu verspüren, so lautete ein häufiges Urteil. Sogar so brillante Denker wie Carl Schmitt ließen sich vor den Karren der Naziideologie spannen, indem sie den Schweizern vorwarfen, dass sie die Zeichen des neuen Zeitalters nicht begriffen hätten und dass es in der weltpolitischen Auseinandersetzung keinen Platz mehr für Neutrale gäbe. Es ist sicher keine Unterstellung, wenn man auch Ernst Jünger diese Einstellung in den 30er-Jahren zumisst. Angesichts der totalen Niederlage der Deutschen auf dem Schlachtfeld sah er die Dinge mit anderen Augen und notierte am 21. August 1944 in einer Gefechtspause: „Die Frage der Literatur bereitet mir Sorgen nach dieser Feuerorgie. Da wird man erst recht zu würdigen wissen, dass Länder wie die Schweiz verschont geblieben sind. Im Übrigen sehe ich in ihrer Unterstützung zur Wiedergewinnung des geistigen und kulturellen Niveaus den Ausgleich für den ungeheuren Vorteil der Neutralität. An sich ist diese nicht mehr gegeben, da es nicht mehr um Balance of Power, sondern um das Weltchicksal geht. Insofern liegt in der Möglichkeit, sie noch zu wahren, ein besonderes Glück, und zwar nicht nur für die Neutralen, sondern zugleich für alle anderen. Dort bleibt noch etwas vom Reichtum der alten Zeit.“²⁵

Und der um viele historische Erfahrungen bereicherte Thomas Mann sieht, nach den durch Nationalismus und Totalitarismus erlittenen Katastrophen seines Heimatlandes gerade in der Schweiz das Positive an Europa. „Wenn ich aber Europa dachte, so war es eigentlich immer die Schweiz, die ich im Sinne hatte, dieses freie, kleine, aber nicht enge, sondern vielgestaltige und mehrsprachige, von europäischer Luft durchwehte und nach seiner Natur so großartige Land.“²⁶

Ginge es nach Thomas Mann, so wäre die Schweiz der Ahnherr eines europäischen Staatenbundes. Doch wir wissen ja selbst, dass das Modell der Schweiz in Europa keine Chance zur Verwirklichung hat, weder bei den auf Kompetenzzuwachs bedachten Eurokraten noch bei den Regierungen, die Macht nicht abgeben wollen. So einigt man sich in der Regel zu Lasten eines Dritten, den Bewohnern von Euroland.

7. Ernüchternde Zwischenbilanz der Deutschen beim Blick auf die Schweizer

Gerade im unmittelbaren Vergleich mit der Schweizer Entwicklung ist der Start Deutschlands in die Mo-

derne im Grunde genommen ein Fehlstart mit schwerwiegenden Folgen gewesen. Die große Herausforderung, vor der jede Gesellschaft in ihrem Wandel und ihrer Weiterentwicklung steht, konnte Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht bewältigen. Die alten Kräfte, überkommene Strukturen, nicht zukunftsweisende Vorbilder für gesellschaftliches Handeln und rückwärts gewandte Orientierungen wie Attitüden der führenden Schichten legten sich wie Mühlsteine um den Hals unseres Landes. Erst der Zusammenbruch Deutschlands im Ersten Weltkrieg machte viel zu spät den Weg frei für die parlamentarische Demokratie und die bürgerliche Prägung unserer Gesellschaft. Doch der Preis dafür war zu hoch und wurde auch zu spät entrichtet. Der wirtschaftlich nicht überlebensfähigen Weimarer Demokratie wurde so unreflektiert mit fatalen Folgen die Schuld für die nationale „Schmach“ der Weltkriegsniederlage („Im Felde unbesiegt“) „in die Schuhe geschoben“.

Wie im gesellschaftlichen Kontext, so waren wir Deutschen aber auch als Individuen für den Aufbruch in die Moderne nur unzureichend vorbereitet. Zu übermächtig prägten uns die über viele Generationen tradierten und anerzogenen Haltungen, Gewohnheiten, Sitten und Einstellungen. Wie kann man da von heute auf morgen aus dem Untertanen einen demokratisch gebildeten und treuen Staatsbürger machen? Heinrich Mann charakterisiert ihn trefflich in seinem gleichnamigen Roman.

Im deutschen Gesellschaftssystem – ich möchte es als ein bis in unsere heutige Zeit hinein weitreichendes informales Feudalsystem nennen – hatten die allermeisten Menschen, sofern sie nicht privilegiertem Stand angehörten, mit Ausnahme der Nachkriegsjahre bis 1990 keine großen Chancen, ihren sozialen und gesellschaftlichen Status zu ändern.²⁷ Dieses „offene Fenster“ wird von zahlreichen Gesellschaftsforschern inzwischen weitgehend als wiederum geschlossen angesehen.²⁸ In seinem Hauptmann von Köpenick lässt Carl Zuckmeyer den über seine Nichtbeförderung zum Reservefeldwebel frustrierten Schwager Hoprecht den Schuster Voigt anfahren: „Du willst dich nicht unterordnen, das isse's! Wer'n Mensch sein will – der muß sich unterordnen, verstanden!“ Auf die im Denken des Beamten Hoprecht nicht vorkommende Gegenfrage, Unterordnung doch nur dann, wenn die Ordnung richtig ist, kommt die Abkanzlung: „Sie is richtig! Bei uns is'se richtig! Schau Dir ne Truppe an, in Reih und Glied, dann merkste's! Wer da drin steht, der spürt's! Tuchfühlung musste

halten! Dann biste 'n Mensch – und dann haste ne menschliche Ordnung.“²⁹

Und Sebastian Haffner weist in seinen Erinnerungen „Geschichte eines Deutschen“ auf die fatalen Auswirkungen eines nicht mehr hinterfragten Befehl- und Gehorsamprinzips hin, und warum die Hoffnung der vielen in der inneren Emigration lebenden Deutschen, dass die Reichswehr eines Tages der entsetzlichen Kompromittierung ihrer eigenen Ideale und Ziele durch Hitler ein Ende machen werde, nie erfüllt würde, mit der schlichten Antwort: „Weil deutsches Militär keine Zivilcourage hat. Zivilcourage – also der Mut zum eigenen Entschluss und zur eigenen Verantwortung – ist in Deutschland ohnehin eine rare Tugend ... Aber sie verlässt den Deutschen vollkommen, wenn er eine Uniform anzieht.“³⁰

Dies sind Schattenseiten unserer auch heute noch sehr hierarchisch geprägten und ordnungsfixierten deutschen Nachkriegsgesellschaft. Doch es sollten auch die großen Vorteile erwähnt werden, die es uns rasch ermöglichten, unser Land wieder aufzubauen und es zu einem in der Welt geachteten Partner werden zu lassen.

Andererseits sollten wir die zahlreichen Facetten unserer Mentalität nicht leugnen oder abstreiten. Sie sind Teil unseres Ich und Wir. Viele nette Beispiele bot die letzte Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland unter dem Motto „zu Gast bei Freunden“. Die Begeisterungsfähigkeit der Menschen und die ungekünstelte Akzeptanz für die bessere Leistung zog die ganze Fußballweltgemeinde in ihren Bann. Die Deutschen wussten, worauf es als guter Gastgeber ankommt – der Funke der individuellen Spontantität fehlte jedoch. Liebenswürdig und entgegenkommend, aber konzentriert und auf unsere Aufgabe als Gastgeber auf den Rängen wie auch dem Rasen bedacht, erledigten wir uhrwerkartig die gestellten Probleme, und bleiben auch als dritter Sieger fair, und, was vielen doch so als neuartig auffiel, die Deutschen haben gelernt, damit locker umzugehen. War da nicht die suebo-amerikanische Mischmentalität des Neucaliforniers Klinsmann am Werk?

Auch die Schweizer Nachbarn waren unsere Gäste. Wir können uns noch erinnern, wie sie in der Vorrunde herzerfrischenden, unkonventionellen und erfolgreichen Fußball spielten. Die Zwischenrunde, das von den Funktionären ausgegebene Ziel, war erreicht und da passierte das typisch Schweizerische: verkrampte Spielzüge anstatt ungezwungenes Aufspielen, mentale Sperren bei zwingenden Torchancen; schlichtweg zum Haarausraufen. Die urschweizer Mentalität der Selbst-

beschränkung obsiegte getreu der Devise: Nur keine knüppeldicken Überraschungen und Provokation der Fußballgiganten.

8. Der Schweizer Sonderweg – ein interessantes Angebot (? oder!)

Mit der helvetischen Magna Charta des Bruders Klaus von der Flüe, sich nicht in andere Händel einzumischen und den eigenen Zaun nicht zu weit zu machen, kurz, sich auf den inneren Frieden und Ausgleich zu konzentrieren und im Umgang mit den Nachbarvölkern die eigenen Machtgelüste zu zügeln, hat bei vielen Denkern und Mächtigen zumeist Verwunderung, aber auch Ablehnung und mitleidiges Lächeln ausgelöst. Wie im allgemeinen Leben, so lösen doch Sonderlinge, die sich nicht ins gewohnte Schema pressen lassen, zumindest Befremden aus. Ursache hierfür sind wiederum in uns wohnende Einstellungen und Mentalitäten. Wer möchte schon ein Sonderling sein, der es anders macht als alle andern. Gerade uns Deutschen ist ein außergewöhnlich hohes Bedürfnis zu eigen, zu den anderen gehören zu dürfen. Und ich meine, dass sich dieses Konformitätsstreben seit 1945 in unserer Volksmentalität noch eher verstärkt hat.

Nach meinen sicher unvollkommenen Beobachtungen sind unsere Schweizer da ganz anders: Mitten in Europa gelegen, weit und breit das einzige Nichtmitglied in der Europäischen Union, mit 41 000 km² gerade einmal so groß wie ein deutsches Bundesland und mit 7,5 Mio. Einwohnern auch nicht in der „Europa-liga“ vorne dabei; und immer mit einer „Extrawurst“, sei es mit dem Franken, bei Landwirtschaft, Steuern, Bankgeheimnis, Verkehr und vielem anderen. Es verwundert so auch nicht, dass wichtige Phänomene des gesellschaftlichen Alltags unserer Schweizer Nachbarn, wie etwa die Streikunlust, die 42-Stunden-Woche, die Altparteienregierung, die Konkordanz in der politisch-parlamentarischen Meinungsbildung und die zahlreichen Volksinitiativen und Abstimmungsreferenden, die Sonderwege einzelner Kantone und Gemeinden, oft milde belächelt werden. Der „Kantönligeist“, die Langsamkeit – ich nenne es Gründlichkeit – gesellschaftlicher Entscheidungen haben für uns zumeist etwas Unverständliches und Unzeitgemäßes an sich. Durch den Medienfilter kann solches Verhalten leicht der Lächerlichkeit und Rückständigkeit preisgegeben werden. Die geringe Macht von Amtsträgern, die hohe Partizipation des Bürgers über das Milizsystem, das immer

wieder sich wiederholende Vorlegen von Volksinitiativen, Referenden mit gleichem Inhalt, bietet den von uns in Deutschland gewünschten Machern, die mit ihrer telegenen Omnipräsenz unsere Probleme im Handumdrehen ordnen, keine Plattform. Ein „Dampf-in-allen-Gassen-Präsident“ à la Nicolas Sarkozy kann hier keine Show abziehen und erst recht nichts bewirken. Das Schweizer Gesellschaftsmodell gilt in einer mediengeprägten Vermittlung als behäbig, langweilig und ideenlos. Es kennt keine Richtlinienkompetenz des Bundeskanzlers, spart sich den Bundespräsidenten, kennt keine Vollzeitparlamentarier und erspart sich so eine Menge Ärger im Versorgen der „politischen Klasse“ – und doch arbeitet der Schweizer Abgeordnete mindestens genauso kompetent und stellt großen Führerfiguren gegenüber rasch die Stacheln. Das prominenteste Opfer war Alfred Escher, das jüngste Christoph Blocher.

Dieses oft als Eigenbrödelei vom großen Nachbarn skeptische Betrachten des Schweizer Sonderweges schlägt rasch in große Bewunderung um, wenn wir die „Früchte“ eben dieses Sonderweges betrachten und im Land selbst uns aufhalten. Dies zeigt sich bei der Pünktlichkeit des Zugverkehrs, den überall verfügbaren öffentlichen Dienstleistungen – selbst in die entferntesten Alpenweiler fährt regelmäßig der Postbus –, der Sauberkeit und Außerordentlichkeit im Öffentlichen und Privaten, dem Qualitätsbegriff „Swiss made“ bei Schokolade und Käse, in der „Veredelung“ ganzer Landstriche mit dem Prädikat „Schweiz“ – weltweit existieren davon 200 Landstriche –, einem niederen Besteuerungsniveau, das den Schweizer Durchschnittsbürger seine Tätigkeit für den Steuervogt im März beenden lässt, während wir für unseren „geliebten“ Umverteilungsstaat bis tief in den Sommer hinein schufteten (für mich eines der größten Wunder deutscher Duldsamkeit, wenn wir nur an die Zeit denken), hohen Pensionen und freundlichen Behörden, die sich vor allem für die angebrachte Autovignette interessieren, und schließlich in einem ordentlichen Bankkonto und Durchschnittseinkommen für jedermann, von dem wir Deutsche nur träumen können.

Reisen bildet bekanntlich. Das heißt aber nicht, dass, wer viel herumkommt, schon viel weiß. Der Schlüssel für das Verständnis unserer doch in vielem andersartigen Nachbarn, auch wenn sie die gleiche Sprache sprechen, liegt in anderen mentalitätsgespeisten Handlungsmustern und Verhaltensweisen, die rund um den Gottard und den Vierwaldstättersee seit vielen Generationen verinnerlicht wurden. Die für mich augenfälligste

ist der Gemeinsinn, das Wissen darum, dass es ohne Mitwirken aller, egal ob reich oder arm, nicht funktioniert. Tausende Schweizer übernehmen in Gemeinden ehrenamtlich Aufgaben, die bei uns von Vollzeitbeamten erledigt werden. Sie stellen Lehrer ein, prüfen Baugesuche, und kümmern sich um die Finanzen der Gemeinde. Das Ergebnis ist eine schlanke Verwaltung, die viele Steuerfranken spart, und das seit vielen, vielen Jahren. Und auf der Ausgabenseite ist das Ehrenamt in der Geschäftsprüfungskommission genauso knausrig. Keine Prachtbauten für verdiente Gemeindepräsidenten, keine Schulden und noch niedrigere Sätze als die Nachbargemeinde sind die selbstverständlichen Benchmarks. Und jeder, der da mitwirkt, hat seinen anerkannten gesellschaftlichen Stellenwert. Schließlich ist er ja mündiger Bürger seiner Gemeinde mit Bürgerrecht, egal ob Bauer, Angestellter, Arbeiter oder Unternehmer. Die Schweizer kennen im Gegensatz zu uns Deutschen den Begriff des Bürgers nicht als sozial dimensioniert, wie etwa den des Bourgeois oder Kleinbürgers.³¹

Und in der Schweizer Verfassung steht, dass die Schweiz nach einer möglichst großen Chancengleichheit unter den Bürgerinnen und Bürgern strebt. Die Deutsche Verfassung (Grundgesetz) spricht allgemein vom Menschen. Diese klare Unterscheidung lässt aufhorchen und erklärt den hohen Stellenwert des Bürgerrechts in der helvetischen Gesellschaft.

Und schließlich ist im Schnitt zehnmal im Jahr eine Abstimmung in der Gemeinde, Kanton oder im Bund angesetzt, in der es um eine Fülle von meist sehr anspruchsvollen Begehren und Referenden geht. Auch wenn die Wahlbeteiligung meist unter 50 % liegt, so wird kein wichtiges Projekt oder Vorhaben ohne die Beteiligung des Stimmbürgers verabschiedet, der die Aufgabe des Souveräns übernimmt.

Können wir, abschließend gefragt, etwas von unserem Spaziergang entlang des historischen Grenzzauns, etwas voneinander mitnehmen?

9. „Resümee der Spurensuche“

Unsere geschichtliche „Spurensuche“ bei unseren Schweizer Nachbarn – sofern dies von Außenstehenden überhaupt zu leisten ist – und uns selbst hat doch sehr unterschiedliche Befunde hervorgebracht.

Sicher, in den Geschichtsbüchern fristet die Schweiz als Kleinstaat ein Schattendasein. Sie ist weltgeschichtlich ein interessanter Sonderfall, etwas für die Spezialisten und „Feinschmecker“ der historischen Analyse.

Wechseln wir aber einmal den Blickwinkel des Betrachters und schauen weniger durch die Brille einer traditionellen Geschichtsforschung auf die Bedeutung der Vorgänge als vielmehr (gesellschaftswissenschaftlich betrachtet) nach dem Nutzen und den Ergebnissen für die Menschen und nicht des Staates, so stellt sich die Schweiz als Glücksfall für ihre Bewohner heraus.

Mein sicherlich, auch angesichts der Vielschichtigkeit, grob geschnittenes Gesamturteil kommt um die Feststellung nicht herum, dass in Deutschland das Gesellschaftsleben zu lange durch eine „vertikale Denkrichtung“, ein „von oben nach unten“ geprägt war, während unsere Schweizer Nachbarn durch ihre permanente Sonderrolle und äußere Bedrohtheit in ihrem gesellschaftlichen Miteinander eine „horizontal“ geprägte Gesellschaftsordnung des Zusammenlebens „auf gleicher Augenhöhe“ eingeübt haben. Die Bedeutung dieses ständig über viele Jahrhunderte wirksamen Kontingenzrahmens und der damit über Generationen gemachten Erfahrungen können für die Orientierung und das Handeln von uns Zeitgenossen als Gesellschaftswesen nicht hoch genug eingestuft werden.

In einer Zeit, die uns überdeutlich vor Augen führt, dass das Modell des beschützenden Nationalstaates, der gerade in Europa zu einem nicht mehr durch Ansprüche zu bändigenden Sozialstaat ausgeföhrt ist, keine zukunftsfähige Lösung darstellt, können die Erfahrungen unserer Schweizer Nachbarn uns Deutschen und Europäern durchaus behilflich sein. Selbstkritisch müssen wir konstatieren, dass unser eher passives Verhalten gegenüber dem Staat, gepaart mit einer hohen Erwartungshaltung, auf die Dauer in die Sackgasse führen muss. Nach einer Umfrage des Allensbacher Instituts unter den Deutschen, ob sie im Zweifel eher der Freiheit oder der Gleichheit Vorrang einräumen würden, nannten 1990 noch 62 % die Freiheit und nur 28 % die Gleichheit. Im Jahre 2006 bevorzugten die Freiheit nur noch 41 % und jeder Zweite (50 %) würde Freiheit für mehr Gleichheit opfern. Die Angst vor den Auswirkungen der Globalisierung ist in Deutschland zu dem „großen Geschäft“ der Politik geworden. Man erinnere sich nur der sogenannten „Heuschrecken-Diskussion“.

In der Schweiz stößt die Globalisierung auf deutlich weniger Ablehnung als in den anderen Staaten Europas. Laut einer 2008 veröffentlichten Umfrage des Meinungsforschungsinstituts ISO Public glauben 62 % der befragten Schweizer, dem Tempo des Wandels gut folgen zu können. Lediglich ein Viertel hat Angst vor der

Geschwindigkeit der Veränderung. 45 % der Schweizer denken, dass sich die Globalisierung eher positiv auf die Schweiz auswirken werde, 38,6 % befürchten hingegen eher negative Effekte. In Deutschland stoßen ähnlich gelagerte Umfragen auf signifikant höhere Ablehnungen. Sicher, auch in der Schweiz ist „nicht alles Gold was glänzt“. Der inzwischen im Alltag wieder deutlich wahrnehmbare Rückzug ins Private – der als Megastrom auch in der Schweiz selbstverständlich beobachtbar ist – hat eine klare Distanzierung von zivilgesellschaftlichem und politischem Leben ergeben. Aber die Erosion des gesellschaftlichen Engagements ist trotz breiter Würdigung des Ehrenamtes in unseren Gefilden deutlicher zu spüren als bei unseren Nachbarn im Süden. Dies war in Deutschland in der Nachkriegszeit nicht so. Vielleicht stellt sich diese vergangene Phase als Ausnahmezeit dar und der in Deutschland beobachtbare langfristige Trend einer institutionsskeptischen Einstellung breiter Bevölkerungskreise wird wieder sichtbar. Für eine moderne zukunftsfähige Zivilgesellschaft wäre dies eine gewichtige „Anfangshypothek“.

Komplexe Problemlösungen erfordern auch eigens hierfür entwickelte Problemlösungsorganisationen. Hierarchische, von oben nach unten strukturierte Organisationen sind schwerfälliger, fantasieloser und weniger innovativ bei der Lösung so vielschichtiger Aufgaben. Und unsere Welt wächst zusammen. Die Herausforderung der Umwelt, einer hinreichend gerechten Verteilung der Ressourcen und eines konfliktfreien Umgangs der zusammenwachsenden Kulturen erfordern andere und neue Ansätze gesellschaftlichen Handelns.

... durch Abbau des Partizipationsdefizits!

Persönlich halte ich gerade im Hinblick auf das deutlich besser funktionierende Gesellschaftsmodell der Schweiz mit einem effizienteren Ressourceneinsatz und einem deutlich höheren allgemeinen Wohlstand, das jedoch den Bürgern klar und offen die Notwendigkeit ihrer Beteiligung am gesellschaftlichen Geschehen erklären muss, für wesentlich zukunftstauglicher als der professionelle Politikbetrieb einer weitgehend separierten Klasse, die den Bürger lediglich nach Ablauf der Wahlperiode zu den Urnen ruft. Das Gefühl, über den Bürgerentscheid Mitwirkungsrechte zu besitzen und damit auch ernst genommen zu werden, ist nur ein erster Schritt und wird seine langfristige positive Wirkung auf unsere distanzierte Mentalität dem Öffentlichen gegenüber sicher nicht verfehlen.³²

Anmerkungen

- 1 Als Einführung in diese Materie sei empfohlen: Gerd Gigerenzer, „Bauchentscheidungen“, Bertelsmann Verlag, 2. Aufl. 2007.
- 2 Siehe insgesamt: Brunecker, Frank (Hrsg.), „Nationalsozialismus in Biberach“, Biberach, Oktober 2006.
- 3 Literatur s. hierzu umfassend: Peter Dinzelbacher (Hrsg.) „Europäische Mentalitätsgeschichte“.
- 4 Vgl. GEO-Spezial Nr. 3/2008, S. 39.
- 5 Vgl. hierzu als besonders interessante Informationsquelle zur Schweizer Entwicklung: Widmer, Paul „Die Schweiz als Sonderfall“, Zürich, 2007, S. 39 ff.
- 6 Siehe hierzu u. a. Golo Mann, „Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“, 14. Aufl., Frankfurt am Main, 1958, S. 36 ff., S. 62 ff.
- 7 Vgl. GEO-Spezial Nr. 3/2008, S. 39.
- 8 Peter Blickle „Das Gesetz der Eidgenossen“ in: Historische Zeitschrift 225 (1992), S. 584.
- 9 So verstieg sich der ehemalige deutsche Finanzminister Hans Eichel – im Übrigen ein Historiker – in der Schweizer Fernsehsendung „Arena“ zu der Forderung, die Schweiz solle endlich ihr Rechtsverständnis über Steuerhinterziehung und Bankgeheimnis ändern und „Maß am Deutschen Recht“ nehmen. Dies ist umso peinlicher, wurde doch das Schweizer Bankgeheimnis mitentscheidend als Reaktion auf die Nazi-Spitzeleien bei der Verfolgung von jüdischem und nichtarischem Vermögen in der Schweiz eingeführt. (Vgl. hierzu: Robert U. Vogler „Das Schweizer Bankgeheimnis. Entstehung, Bedeutung und Mythos“, Verein für Finanzgeschichte, Zürich 2005.)
- 10 Vgl. hierzu noch weitere Belege bei Widmer, S. 71 ff.
- 11 Vgl. Böhme Helmut, Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M., 1973, S. 22.
- 12 Friedrich von Opel-Bronikowski und Berthold Utz, Ausgabe der Werke, Berlin 1910–1912, hier: Band 2, S. 13; zitiert in: Kunisch Johannes, Friedrich der Große, 2. Auflage, München, 2004, S. 168.
- 13 Dehio Ludwig, Um den deutschen Militarismus, Bemerkungen zu G. Ritters Buch: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des Militarismus in Deutschland, in: Militarismus, Herausgeber: Berghahn Volker, Köln 1975, S. 218–235; hier S. 224.
- 14 Kunisch, Johannes, „Friedrich der Große“, 2. Auflage München, 2004, S. 440.
- 15 Vgl. ebenda S. 440.
- 16 Johann Wolfgang von Goethe, „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, Bibliothek Deutscher Klassiker, Band 15, Frankfurt am Main, 1986, S. 306.
- 17 Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, Die Erinnerungen 1914–1933, 10. Aufl., München 2001, S. 96–97.
- 18 Vgl. „Landesgeschichte, der Deutsche Südwesten 1790 bis heute“, Hrsg. Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart, 2002, S. 48 ff.
- 19 Jacob Burkhardt, „Weltgeschichtliche Betrachtungen“, Hrsg. Rudolf Marx, Stuttgart, 1969, S. 97.
- 20 Mann G. a. a. O., S. 433.
- 21 Mann G. a. a. O., S. 346/347.
- 22 Nipperdey Thomas „Deutsche Geschichte 1800–1866“, München, 1991, S. 209.
- 23 Vgl. Bruhns Wibke, Meines Vaters Land, Berlin 2004, hier vor allem S. 20 ff.
- 24 Eine exzellente Übersicht zu dem interessanten Geflecht aus Verwaltung, Wirtschaft und Politik bietet die Biografie über A. Escher von Joseph Jung.
- 25 Jünger Ernst, Kirchhorster Blätter, in Strahlungen II, Stuttgart, 1979; zitiert in Widmer Paul, „Die Schweiz als Sonderfall“, Zürich, 2007, S. 74.
- 26 Zitiert ebenda in Widmer Paul a. a. O., S. 75.
- 27 Pikant ist auch die Feststellung der OECD in den Pisa-Studien, dass in keinem Industrieland der schulische Erfolg so eng mit der sozialen Herkunft korreliert als in Deutschland.
- 28 Vgl. Weigele, Otmar, Kreissparkasse Biberach Jahresbericht 2000, S. 51 mit den dortigen Quellenangaben.
- 29 Carl Zuckmayer; Der Hauptmann von Köpenick, vierzehnte Szene.
- 30 Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, München, 10. Aufl. 2001, S. 41 ff.
- 31 Siehe hierzu auch den meiner Ansicht nach besonders gelungenen Beitrag von Konrad Hummler in der Neuen Zürcher Zeitung vom 12./13. April 2008, S. 51, „im Geruch von Schnapsmatrizen – Was ist schweizerisch?“.
- 32 Vgl. auch aktuell Demokratie, Trend zur Bürgerwehr in: Der Spiegel 17/2008, S. 50–52.